

Stolpersteine in der Sprache

Gibt es eine Gleichstellung der Geschlechter ohne eine sprachliche Gleichbehandlung? Sind Frauen unsichtbar, wenn sie nicht explizit genannt werden? Und: Schließt das generische Maskulinum alle Menschen ein?

Diese drei Fragen können ganz leicht mit »Ja« oder »Nein« beantwortet werden, aber zwischen jemandem, die »nein, ja, nein« oder jemandem, der »ja, nein, ja« sagt, herrscht vielleicht nicht grade Krieg, aber mindestens ein Zwist. Ob der zu lösen ist und wie?

Mittlerweile sind die Fronten verhärtet. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die sich – wie die Professorinnen Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz – seit Jahrzehnten dafür engagieren, Frauen in der Sprache sichtbar zu machen, bzw. die im Sprachgebrauch erkennbaren Machtverhältnisse zu verändern. Dafür existieren mehrere Formen: Entweder die Beidnennung, die sich in der Politik eingebürgert hat und beim Sprechen vielleicht die beste Lösung ist. Das große Binnen-I empfinden manche als relativ unauffällig,

andere bevorzugen den Schrägstrich (Künstler/-innen) oder den Gender-Gap: den Unterstrich (Künstler_innen). Das Gendersternchen (Asterisk) hat eine weitere Funktion, nämlich in Personenbezeichnungen männliche, weibliche und nichtbinäre Geschlechtsidentitäten sichtbar zu machen. Beim Sprechen wird das mittels einer kurzen Pause (Glottisschlag) markiert.

Andere sind der Überzeugung, dass Sprache neutral und ein unveräußerliches Gut sei, bringen Lesbarkeit, Verständlichkeit, gar Schönheit ins Spiel. Einige (wenige) Leserinnen und Leser der »Schwäbischen Heimat« haben sich über den »Unsinn mit den Gendersternchen« beklagt und das »Kulturgut Sprache« beschworen.

Dazu ist zu sagen, dass wir es unseren Autorinnen und Autoren selbst überlassen, wie sie schreiben möchten – da wird von der Redaktion nicht korrigierend eingegriffen. Das ist übrigens jetzt auch Standard bei den Buchverlagen: Die individuelle Schreibweise unterliegt dem Urheberschutz.



Erinnern Sie sich noch an das Theater mit der Rechtschreibreform vor einem Vierteljahrhundert? Kein Mensch redet mehr davon, sondern schreibt nach dem eigenen Gefühl – mehr als nach den aktuellen amtlichen Regeln des Duden.

Apropos: 1880 erschien der erste Duden und wurde zur Grundlage einheitlicher Rechtschreibung. Was nicht ausschloss, dass in der Kaiser- und der Nazizeit Kuriositäten wie Fremdwörterverdeutlichungsbücher auf den Markt kamen, die unter der Fahne »Dem Deutschen sei seine Sprache heilig« verdeutschten, was das Zeug hielt, vom Abonnement über korrekt und normal bis zum Zement.

Darüber lachen wir heute und bewundern die Sprache für ihren großen Magen, der so vieles verdaut: das Handy und den Brummi, den Flieger nach Malle und die Schalte, Slogans aus Werbung und Marketing wie »Made im Ländle« etc.

Das Deutsche hat schon viele Brocken geschluckt, es wird auch mit den modischen Anglizismen fertig werden und kann

weder durch Sternchen noch Binnen-Is »verhunzt« werden! Sie sollten jedoch, mindestens für eine Weile die Funktion von Stolpersteinen haben.

Allerdings gibt es Worte, die wir nicht mehr hören und lesen möchten: »entartet« und »lebensunwert« zum Beispiel, oder Zigeuner und das N-Wort. Leugnet eigentlich jemand, dass es einen Unterschied macht, ob von Machtergreifung oder Machtübernahme die Rede ist, von Volkskunde oder Empirischer Kulturwissenschaft?

Sollten wir nicht einfach öfter darüber nachdenken, was wir bei welchen Formulierungen assoziieren, welches Bedeutungsumfeld Worte für uns selbst und andere besitzen und nicht in die derzeit leider üblichen Konfrontationen, ins Moralisieren und Verurteilen, verfallen? Also sensibel und aufmerksam sein, uns um die Sprache bemühen – mit Freude und einer Portion Selbstironie.

Ihre Irene Ferchl